

# Spiritualität und Partizipation

Eindrücke aus Frauensicht

VON ELISABETH RAISER

Das Thema der Vollversammlung „Komm, Heiliger Geist, erneuere die ganze Schöpfung“ brachte es unweigerlich mit sich, daß wir auf die Gegenwart des Geistes lauerten: Würde er kommen, der Einladung Folge leisten? Uns beflügeln in unseren Überlegungen, uns aufrütteln und inspirieren?

Es wäre sicher vermessen, ein Urteil darüber abgeben zu wollen, wo der Heilige Geist tatsächlich wehte. Aber mindestens während einer besonders umstrittenen Stunde meinte ich seine Gegenwart, ja vielleicht sein Brausen zu spüren: während des großen Vortrags von Professor Chung Hyun Kyung zum Hauptthema. Im Zuhören und Zusehen waren viele von uns begeistert, von einem Schwung, der anhält und seine Impulse fortsetzt.

So möchte ich in meinem Frauen-Konferenzbericht diese Darbietung einer jungen Frau aus einem Land der sogenannten Dritten Welt an den Anfang stellen.

## I.

Eine andere Kultur – eine andere Darstellung. Die Bühne war zunächst fast dunkel, ein australischer Ureinwohner blies das Digeridu. Nach und nach mischten sich in diese Töne die rhythmischen Klänge von koreanischen Trommeln, und eine Gruppe weißgekleideter junger koreanischer Tänzer betrat die Bühne. Nach einer Weile kreisender, rhythmisierter Bewegungen trat Frau Chung aus dieser Gruppe hervor und begann ihren Vortrag mit der Einladung an uns alle, die Schuhe auszuziehen. Ein Akt der Ehrung der heiligen Erde. Am Schluß ihrer Rede, als wahre Stürme von Beifall losbrachen, trat sie unmittelbar wieder zurück in die tanzende Gruppe, die sie in ihre Mitte einschloß. Dieser überraschende Tanz war eine wichtige Botschaft an die Versammlung. Persönliche Ovationen ließ sie nicht zu, ihren Beitrag vermittelte sie als einen Teil eines Ganzen, das größer ist als sie. Nicht Individualismus, sondern geteilte Gemeinschaft; nicht Konkurrenz, sondern gemeinsame Kreativität, die im Austausch erst lebendig wird; die Verbindung von Wort und Tanz, von Poesie und Denken, die Frau Chung der großen ökumenischen Weltversammlung zumutete, war eine wirkliche Botschaft an die Kirchen, durch die viele, vielleicht die meisten Frauen, sich verstanden und vertreten fühlten.

Die zweite augenfällige Geste für ihr Eingebunden-sein in eine größere Gemeinschaft hatte ebenfalls für Frauen eine besondere Bedeutung: Die Anrufung der Geister aller jener, die leiden und Opfer von Gewalt und Unrecht sind, und das Verbrennen der Fackel mit ihren Namen.

„Komm, Ruach\* Hagars, einer Ägypterin, einer schwarzen Magd, die von Abraham und Sarah, unseren Vorfahren im Glauben, ausgebeutet und verlassen wurde . . .

Komm, Ruach der Johanna von Orleans und der vielen anderen Frauen, die bei den Hexenprozessen im Mittelalter verbrannt wurden . . .

Komm, Ruach der Urvölker der Erde, die dem Völkermord in der Kolonialzeit und in der Epoche der großen christlichen Heidenmission zum Opfer fielen . . .

Komm, Ruach der Juden, die im Holocaust in den Gaskammern ermordet wurden.

Komm, Ruach von Mahatma Gandhi, Steve Biko . . .

Komm, Ruach der Soldaten, Zivilisten und Lebewesen im Meer, die zur Zeit im blutigen Golfkrieg sterben.

Komm, Ruach von Erde, Luft und Wasser, von menschlicher Geldgier vergewaltigt, gefoltert und ausgebeutet.

Komm, Ruach des Befreiers, unseres Bruders Jesu, der am Kreuz gefoltert und getötet wurde.“

Chung Hyung Kyung sprach von der koreanischen Tradition, in der die von Han, d. h. von Kummer, Bitterkeit, zerbrochenen Herzen beherrschten Geister, als Mittler der Heiligen Ruach angesehen werden, durch die sie ihr Mitleid und ihre Weisheit für das Leben verkündet.

Wo können sich für uns Frauen aus dem Westen hier Gesprächsfäden knüpfen? Befreiung durch Erinnerung spielt z. B. in den Schriften von Elisabeth Schüssler-Fiorenza eine wesentliche Rolle. Sie spricht von der mitleidenden, subversiven Erinnerung an die vergessenen Vormütter und -schwestern, die uns stark machen kann für unseren Befreiungswillen heute. Das indirekte Schuldbekenntnis, das Chung Hyung Kyung für die Kirchen in ihrer Anrufung ausspricht, ist in vielem ein Schuldbekenntnis gegenüber verfolgten Frauen: Diese Art von Erinnerung stellt die Machtstrukturen in Frage, auch die Machtstrukturen der Kirche, die sich in die weltliche Macht verstricken ließ. Die Kraft zum Widerstand gegen eine Komplizenschaft mit der Kultur des Todes, wie Frau Chung unsere heutige herrschende Kultur nennt, kann aus dieser subversiven Erinnerung erwachsen: Feministische Befreiungstheologien in Asien und hier bei uns begegnen sich in dieser Erfahrung. Was in unserem jeweiligen Kontext die Entwicklung einer „politischen Ökonomie des Lebens“ bedeuten könnte, die Chung Hyung als

---

\* In der englischen Fassung ist an der Stelle von „Ruach“ nur von „Spirit“ also „Geist“ die Rede. Die in Canberra verteilte vorläufige Übersetzung entspricht nicht dem von Frau Chung verlesenen Original.

Vision der Kultur des Todes entgegenstellt, ist eine weitere spannende Herausforderung.

Eng damit zusammen hängt die Frage nach unserer Kontextualität in einer wesentlich durch das Christentum geprägten Kultur. Haben wir vielleicht mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als die Theologinnen des Südens, für die Befreiung ihrer Kultur Hand in Hand geht mit der Befreiung als Frauen? Wir sollten diese Frage zum Anlaß nehmen, über unseren eigenen Kulturbegriff neu nachzudenken: Die dominierende Kultur bei uns ist wie überall auf der Welt eine männliche Kultur – sie hat sich mit dem Christentum verbündet oder das Christentum mit ihr – was folgt daraus für uns Frauen? Können wir unsere eigene, unterschwellige Kultur wiederentdecken und befreien innerhalb der Kirche? Was bedeutet das für die Vision von Kirche, die wir entwickeln wollen?

Chung Hyungs Gedanke der „Lebensbezogenheit“ anstelle des traditionellen Anthropozentrismus, also das Leben *in* der Schöpfung, *mit* der Erde statt in Herrschaft über sie, ist in der Theologie von Frauen auch in Europa zentral. Wir können von den Frauen der nicht-westlichen Kulturen hier zweifellos sehr viel lernen – dabei zugleich unsere eigene Tradition und Erfahrung neu entdecken. Hildegard von Bingen im Gespräch mit Chung Hyung Kyung: Welch verlockende Vorstellung! Die junge koreanische Theologin macht uns Mut zu unseren eigenen Vormüttern, ihrer Verbundenheit mit Natur und Kosmos und ihrem Widerstand gegen die ausgrenzende Herrschaft der Herrschenden.

Als Vorbild für diese ganzheitliche Kultur des Lebens nahm Chung Hyung Kyung die Göttin Kwan In, die in Ostasien als Göttin des Mitleidens und der Weisheit verehrt wird. Damit stellte sie die in der feministischen Diskussion alte Frage nach der Göttin neu. Könnte Kwan In nicht nur Bild der Heiligen Ruach, sondern „vielleicht ein weibliches Bild für Christus sein“? Wie nehmen wir einen solchen Vorschlag auf? Er könnte die nicht zu Ende geführte christologische Diskussion bei uns weiter anregen. Meinen eigenen Vorbehalt will ich nicht verschweigen: Jesus Christus ist den Weg des Mitleidens und der Befreiung gegangen – am Ende führte ihn dieser Weg aufgrund der unausweichlichen Konflikte mit den Machthabenden in das eigene Leiden und in den Tod. Durch seine Auferweckung bestätigte Gott diesen Weg der Gewaltlosigkeit und des Konfliktes. Versöhnung, Erlösung und Heilung ist von dieser hiesigen, weltlichen Wirklichkeit des menschengewordenen Gottes nicht zu trennen. Den Geist dieses unseres Bruders, Jesus, hatte Frau Chung zu Beginn ihrer Rede angerufen: Hier war der Bezug zu seinem irdischen Leiden ganz eindeutig. Aber wo kommt das irdische Leiden in Kwan Ins Leben selber vor?

## II.

Frau Chungs Beitrag ist bei vielen orthodoxen, aber auch protestantischen Theologen auf heftige Kritik gestoßen. Ihr wurde Synkretismus und mangelnde Bezugnahme auf das Zentrum unseres christlichen Glaubens, Jesus Christus selbst, vorgeworfen. Merkwürdigerweise spielte dann aber dieser Jesus Christus und seine Botschaft der Bergpredigt, die Botschaft seines Lebens, Leidens und Sterbens bei der Diskussion um Kriterien für die Beurteilung des damals wütenden Golfkrieges beispielsweise kaum eine Rolle. Das habe ich als ausgesprochenen Bruch empfunden. Wir waren im konziliaren Prozeß doch schon einmal weiter!

Andererseits wurde ein positives Angebot von Frau Chung, nämlich die Vorstellung von der Verwobenheit alles Lebenden, von der Überwindung des Dualismus und der Kultur des Todes, gegen die ich keine Kritik gehört habe, in der Kriegsdebatte nicht aufgegriffen.

Wenn Frauen in die Diskussion dieser Fragen etwas einzubringen haben, dann ist es doch eine Infragestellung der herrschenden kulturellen und politischen Dualismen des Oben und Unten, von Sieg und Niederlage, von Öffentlich und Privat, Gefühl und Verstand. Frau Chung sprach davon, daß diese Art von gespaltener Kultur im Krieg Menschen zu Objekten werden läßt, auf die man schießen und die man im vollen Bewußtsein des Rechtes töten kann, auch wenn sie völlig unschuldig sind. Das war angesichts des Golfkrieges aktueller denn je. Aber es wurde nicht aufgegriffen. Das Umdenken, die Umkehr, von der wir im konziliaren Prozeß immer gesprochen haben, hat noch einen langen Weg vor sich. Die meisten der Frauen, mit denen ich darüber sprach, waren über diese Erfahrung enttäuscht.

Mir scheint das um so wichtiger, als die Diskussion um den Golfkrieg in Canberra weitgehend von Männern geführt wurde. Sehr eindrucksvoll war zwar Jean Zaru, die palästinensische Quäkerin, mit ihren leidenschaftlichen und leidenserfahrenen Voten für friedliche und gerechte Lösungen. Aber außer ihr sprachen nur vereinzelt Frauen zum Krieg –, aber sicher auch, weil einfach mehr Männer dazu reden wollten. Ist die Frage von Krieg und Frieden eine nach wie vor männliche Domäne – oder hatten die Frauen nur Mühe, sich zu artikulieren? Anders als in Seoul kamen auch keine eigenen Beiträge dazu aus der Frauenvorversammlung – wenn man von der Botschaft absieht, in der ein Bekenntnis zur gewaltfreien Konfliktlösung ausgesprochen war.

### III.

Allerdings hat auch sonst die Frauenvorversammlung keine eigenen inhaltlichen Impulse in die Gesamtversammlung eingebracht. Das lag möglicherweise daran, daß meiner Beobachtung nach zwei wesentliche Ziele, die sich eine solche Vorkonferenz stecken sollte, nicht wirklich erreicht wurden: Weder gab es genügend Gelegenheit zum gegenseitigen besseren Kennenlernen, noch wurden klare Strategien für einen inhaltlichen Beitrag der Frauen in die Gesamtversammlung entwickelt. Dadurch wuchs das gegenseitige Vertrauen nicht genug, das doch die Grundlage für gemeinsames Handeln ist. Trotz der sehr guten Bibelarbeiten boten auch sie – anders als etwa in Vancouver – kaum Gelegenheit zum theologischen Austausch. Mir war manchmal, als gingen wir hinter bereits erreichte Erfahrungen wieder zurück. Das war schade und führte dazu, daß das zweifellos vorhandene Potential der etwa 300 anwesenden Frauen nicht wirklich entdeckt und gehoben wurde und ihr eigenständiger Beitrag in der Sektionsarbeit später fehlte.

Dafür waren Frauen in der Vollversammlung sichtbar – das jedenfalls haben die langen Bemühungen um gleiche Vertretung von Frauen auf allen Ebenen gebracht. Und ihre Beiträge in dieser Sichtbarkeit waren gut! Oft waren wir Publikumsfrauen sehr stolz auf unsere Schwestern, die sicher und überlegen schwierige Verhandlungen im Plenum moderierten, wie etwa Silvia Talbot; oder eingebrachte Texte verteidigten, wie Janice Love als Vorsitzende des Ausschusses für öffentliche Erklärungen. Wir waren bewegt von ihren machtvollen oder auch differenzierten Predigten (Jacqueline Grant und Birgitta Larsson) und angerührt von ihrem offenen und entwaffnenden Zeugnis der Versöhnung (Jean Zaru und Dorothy McMahan). In den Sektionen und Untersektionen moderierten und berichteten Frauen; sie schrieben bis spät in die Nacht hinein Textentwürfe; sie gaben Interviews und Pressekonferenzen. Bei den sehr professionell, wenn z. T. auch etwas steril vorbereiteten Plenumsdarstellungen waren sie voll beteiligt und z. T. hervorragend: etwa Brenda Ruiz aus Nicaragua in der Veranstaltung zum konziliaren Prozeß oder Pauline Webb als Moderatorin der Veranstaltung zu den Unterthemen u. a. m.

Ein unbefangener Beobachter konnte wirklich sagen: Dies ist eine Versammlung von Männern *und* Frauen. Aber auf eigentümliche Weise war der Schwung weg, der uns Frauen etwa in Vancouver oder auch in Basel beflügelte hatte. Die Präsentation der Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ hatte etwas Resignatives an sich trotz des Kreuzes, an dem Zweige

des Lebens wuchsen und dessen theologische Aussagekraft sehr eindrücklich war. Vielleicht waren zu viele der erfahrenen Frauen in Leitungspositionen gebunden, um wirklich inhaltlich und atmosphärisch die Vollversammlung prägen zu können. Wir kennen ja alle das Dilemma: Sobald man moderiert oder mitschreibt, ist es schwieriger, sich inhaltlich zu beteiligen und Leben in die Diskussion zu bringen. Die Frauen in Leitungsfunktionen waren alle sehr gewissenhaft, sehr bedacht, alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu ihrem Recht kommen zu lassen – manchmal auch noch etwas unsicher und gehemmt; aber in jedem Fall fair und nie unlauter im Gebrauch ihrer Macht. Männer haben natürlich insgesamt mehr Routine und Übung; in vielen Fällen auch mehr Unbefangenheit im Überschreiten ihrer Kompetenzen und im Ausspielen ihrer Machtposition.

Darunter haben in allen Kirchen und hatten auch in Canberra Frauen und Jugendliche zu leiden. Der z. T. massive Druck, der Kraft eines Amtes auf einige Frauen ausgeübt wurde, nicht für den Zentralausschuß zu kandidieren, ist nur ein Beispiel. Die Empfindlichkeit einiger Kirchenführer scheint an dieser Stelle besonders groß und führt zu einer immer wiederkehrenden Ablehnung der „Frauenfrage“ überhaupt.

Angesichts dieser Erfahrungen müssen wir prüfen, ob es sinnvoll ist, sich weiterhin auf die Quotenfrage als Prüfstein der Frauenfrage zu konzentrieren. Einerseits ruft diese Forderung immer wieder Widerstand hervor, der sich auf alle anderen Frauenfragen überträgt bzw. sie überdeckt. Im konzi-liaren Prozeß ist vielen von uns die besondere Betroffenheit von Frauen durch Ungerechtigkeit, Militarismus und Krieg oder gefährliche Eingriffe in die Natur deutlich geworden. Ich nenne als Stichworte nur die überproportional hohe Arbeitslosigkeit und Armut von Frauen, Gewalt gegen Frauen, und Manipulation von Frauen durch Gen- und Reproduktionstechnologie. Meiner Erfahrung nach sind kirchenleitende Männer etwa unter den Orthodoxen dieser Problematik gegenüber durchaus aufgeschlossen. Aber die Frage der Quoten (und der Ordination der Frau) reizt sie und läßt sie zu diesen anderen Fragen gar nicht kommen.

Die Quotenfrage hatte in der Ökumene lange Zeit zu Recht einen hohen Stellenwert. Die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen wurde dadurch auf Tagesordnungen der einzelnen Kirchen gebracht und ist von dort kaum mehr wegzudenken. Durch die ökumenische Konferenz in El Escorial zum ökumenischen Teilen gelang 1987 ein wichtiger Durchbruch: Zum ersten Mal wurde hier in einem offiziellen ökumenischen Dokument festgeschrieben, daß Frauen auf allen Ebenen mit 50% vertreten sein sollten und daß die Zuwendungen des ÖRK zu 50% Frauenprojekten zufließen sollten. Ein

ähnlicher Beschluß wäre 1981, als der Sheffield-Bericht zur Gemeinschaft von Frauen und Männern mit seinen Forderungen in den Zentralauschuß eingebracht wurde, noch undenkbar gewesen. Wir haben also bereits viel erreicht und können dabei auf einen ökumenischen Grundkonsens zählen. Daß damit die Frage nicht gelöst ist, ist klar. Aber mir scheint, wir sind an einen Punkt gelangt, wo das weitere Insistieren auf den Quoten kontraproduktiv zu werden droht. Einerseits, indem es den obengenannten Ärger produziert, der andere Themen überlagert; zweitens, indem es unsere eigenen Kräfte unnötig bindet; und drittens, indem es den Kirchen das Alibi verschafft, sich auf der ökumenischen Ebene mit einer 40 %-Frauenbeteiligung ein gutes Gewissen zu verschaffen, ohne bei sich zu Hause wirklich etwas zu verändern. Das wiederum wird gegen den Ökumenischen Rat ins Feld geführt: Man konnte in Canberra hören, daß die Quoten den Ökumenischen Rat zur „Bedeutungslosigkeit“ bringen: zu viele Frauen, zu viele Jugendliche, das sei kein Rat der Kirchen mehr! Hier liegt die eigentliche Anfrage: Wer sind denn eigentlich „die Kirchen“? Wenn Frauen und Jugendliche zu Hause nicht als „die Kirche“ verstanden werden, können sie sie natürlich in der Ökumene nicht vertreten. Die Aufgabe liegt also bei den Mitgliedskirchen. Erst wenn sie sich verändern, werden Vollversammlungen in der Ökumene mit einer hohen Beteiligung von Frauen in Leitungspositionen nicht mehr exotisch und daher für die kirchenleitenden Männer irrelevant empfunden werden können.

Mein Fazit daraus wäre: Wir müssen unsere Kräfte zu Hause bündeln, um das Selbstverständnis der Kirchen zu erneuern. Auf der ökumenischen Ebene jedoch könnten wir die Quotenfrage eine Weile ruhen lassen und statt dessen einerseits qualifizierte Frauen für bestimmte Posten vorschlagen, um das gewonnene Terrain nicht zu verlieren, und andererseits die Inhalte aus Frauenperspektive wieder stärker in die Diskussion einbringen. Damit gewönne hoffentlich die Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ auf allen Ebenen eine höhere Akzeptanz, als sie es bisher hat. Dann erreichen wir vielleicht, was wir in der Botschaft der Frauenvorkonferenz forderten: Nämlich, daß die Kirche insgesamt die Ziele der Dekade zu ihren eigenen machen wird.

#### IV.

Die Vorbehalte gegenüber der Entwicklung des Ökumenischen Rates wurden in Canberra am hörbarsten durch die Vertreter der orthodoxen Kirchen artikuliert. Etliche orthodoxe Frauen hatten ihre eigenen Probleme mit

der Vollversammlung, die sie besonders in der Sektion II zum Ausdruck brachten: Einerseits gegenüber der Betonung der Diskussion um die Ordination der Frau, andererseits gegenüber einem, wie sie es empfanden, rein westlichen Feminismus. „Patriarchatskritik“, ein zentraler Begriff der feministischen Analyse, wollten sie nicht akzeptieren, da das Patriarchat für sie eine besondere, in ihrer Tradition verwurzelte positive Bedeutung hat. Die Schwierigkeiten, die wir Frauen miteinander in dieser und in der Ämterfrage haben, beruhen offensichtlich auf unserem sehr unterschiedlichen Kirchenverständnis, über das wir uns mehr Klarheit verschaffen müssen. Für die Gemeinschaft der Gläubigen, die während des orthodoxen Gottesdienstes die Heiligung des Lebens feiert, ist die Frage der Machtverteilung offenbar belanglos. Unsere orthodoxen Schwestern sehen in der Kirche viel weniger als wir die Institution. Das Patriarchat als eine Herrschaftsform ist für sie ein abwegiger Gedanke – im Gegenteil, der „Patriarch“ ist der zu verehrende Mittler zwischen dem Dreieinigem Gott und den Gläubigen. Daher ist Patriarchatskritik in ihren Ohren eine Blasphemie, auch wenn sie männerdominierte Strukturen durchaus in Frage stellen. Dieser Dialog hat in Canberra erst begonnen – ich hoffe, wir erkennen die Herausforderung und führen ihn hier bei uns in Europa fort. In dem fernen Canberra ist uns klar geworden, wie wenig wir eigentlich voneinander wissen, wie unterschiedlich unsere Sprachen sind, wie vielfältig die Kultur, in die unsere Tradition eingebettet ist.

Canberra war nicht so begeisternd wie Vancouver vor sieben Jahren. Wir kamen nicht mit dem Gefühl zurück, eine neue Etappe der ökumenischen Bewegung eingeläutet zu haben. Aber vielleicht sind wir realistischer geworden. Ingeborg Bachmann sagte einmal: „Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten. Daß wir es erzeugen, dieses Spannungsverhältnis, an dem wir wachsen, darauf kommt es an; daß wir uns orientieren an einem Ziel, das freilich, wenn wir uns nähern, sich noch einmal entfernt.“ Das Ziel der Einheit der Kirche bleibt uns; in all unseren Grenzen erweitert die Hoffnung unsere Möglichkeiten und läßt uns vertrauen auf die Gabe des Geistes.